

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Raum, in welchem sozialen Milieu wuchsen Sie auf?

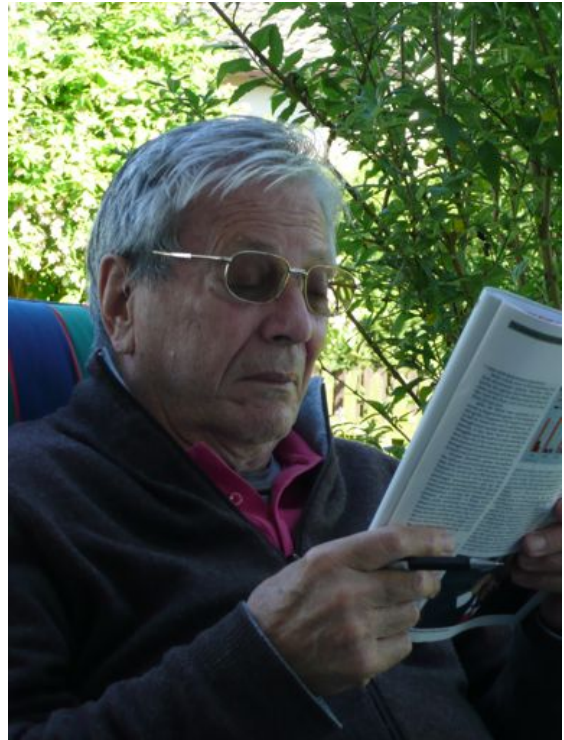
Ich wurde 1931 in Bumbuli im heutigen Tansania, also in Ostafrika geboren. Väterlicherseits stamme ich aus einer Missionsfamilie; mein Großvater war Missionar bei den Chaga am Kilimandscharo. Er kam aus der Nähe von Hersbruck/Mittelfranken. Im Rahmen seiner Tätigkeit bei der Leipziger Mission arbeitete er vor allem sprachwissenschaftlich, da aus dem lutherischen Verständnis heraus ja das »Wort Gottes« in der jeweiligen Muttersprache verbreitet werden soll. So erarbeitete er eine Grammatik des Chaga und übersetzte die Evangelien in diese Sprache – interessanterweise gemeinsam mit zwei einheimischen Evangelisten. Durch meinen Großvater gibt es für mich sozusagen eine erste Verknüpfung zur Ethnologie.

Lerntes Sie Ihren Großvater noch persönlich kennen?

Ja, ich lernte ihn kennen, doch meine Familie zog nach London um, als ich zwei Jahre alt war. Daher habe ich keine direkte Erinnerung an ihn, sondern kenne nur die Eindrücke aus Erzählungen. Mein Vater, Otto Raum, ist ebenfalls als Missionskind in Ostafrika geboren. Er wurde später zu einem international bekannten Ethnologen – oder genauer gesagt, einem Social Anthropologist mit einem klassischen Werk. Mein Interesse am Fach kommt wahrscheinlich in erster Linie über ihn.

Er betonte in seinem letzten, posthum erschienenen Aufsatz¹ die Achtung vor den Afrikanern – die er von seinem Vater übernommen hatte, der sich schon früh gegen den Vorwurf wehrte, dass die Afrikaner nicht logisch denken können. Mein Großvater hatte bereits die erwähnte Grammatik der Chaga² verfasst und meinte in der Einleitung des Buches schon damals, dass jemand, der die Afrikaner nicht auch vom Herzen her zu verstehen versuche, wenig Erfolg mit ihnen haben werde. Das war noch vor 1914; eine solche Meinung dürfte zu dieser Zeit ein bisschen eine Ausnahme gewesen sein. Mein Vater verteidigte diese Auffassung. Sein erstes Buch ist ja in Kiswahili veröffentlicht worden. Er war damit einer der wenigen deutschen Ethnologen, die zumindest ihr erstes Werk in einer einheimischen Sprache publizierten. Es ging in dem Buch, welches später unter dem Titel »Arithmetic in Africa«³ auch auf Englisch erschien, um das Unterrichten von Rechenformen – auch entgegen dem Mythos des unmathematischen Afrikaners.

Meine Mutter stammte aus Nordirland und wuchs in einer liberalen methodistischen Familie auf. Sie genoss eine sehr gute Ausbildung an der Queen's University in Belfast: Zuerst legte sie einen Bachelor of Arts ab, danach machte sie eine Medizinerbildung, welche teilweise mit Hilfe von Missionsgeldern finanziert wurde. Später ging sie als Missionsärztin nach Indien, allerdings erst nachdem sie in einem Missionsseminar in Birmingham meinen Vater kennengelernt hatte. Sie verlobten sich vor ihrer Abreise. Nach einiger Zeit in Indien folgte sie meinem Vater nach Ostafrika, wohin er nach dem Ersten Weltkrieg ausgewandert war, um an der Lehrerbildungsanstalt für Chaga-Lehrer zu arbeiten, die mein Großvater dort bereits vor dem Ersten Weltkrieg gegründet hatte.



¹ Raum, Otto F. 2004 The Place of Moral Ideas in Ethnology (as envisaged by a fieldworker among the Chagga and Zulu). *Sociologus* 54(2): 205-223.

² Raum, J(ohannes), 1909 *Versuch einer Grammatik der Dschaggasprache (Moschi-Dialekt)*. Berlin. (= Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen 11) Berlin: G. Reimer. (Republished 1964 by Gregg Press, Ridgewood NJ).

³ Raum, Otto F. 1935 *Hesabuni kwa Furaha. An Arithmetic Method for Teachers in Sub-Standards*. (Adopted for use in Government Schools. Approved by the Inter-Territorial Language (Swahili) Committee of the East African Dependencies). Vuga Mission Press, T. T. Raum, Otto F. 1938 *Arithmetic in Africa* (with a Foreword by Sir Percy Nunn). London: Evans Bros.

Wie kam Ihr Vater zu seiner ethnologischen Ausbildung? Was waren seine Interessen und Motive?

Mein Vater ist zunächst als Volksschullehrer ausgebildet worden, in Schwabach, Mittelfranken. Seine Eltern waren während des Ersten Weltkrieges in Ostafrika interniert und konnten ihm - wohl auch wegen ihres geringen Missionarsgehalts - keinen besseren Schulabschluß als den mittleren Abschluss an einem Realgymnasiums finanzieren. In Schwabach wurde die Heimatkunde, also das soziale Umfeld und auch die Probleme der ländlichen Bevölkerung, stark in den Vordergrund gestellt, d. h. die Ausbildung war volkswissenschaftlich ausgerichtet, so dass er die Anregung bekam, Informationen über ‚einfache‘ oder ‚andersartige‘ Menschen zu sammeln, also nicht der Eliteschicht. Eine Weile arbeitete er auch an einer Anstalt für die Ausbildung und Betreuung von geistig behinderten Menschen. Da es damals schwierig war, als Lehrer in Deutschland unterzukommen, ging er zu meinem Großvater nach Afrika und unterrichtete dann an der genannten Lehrerbildungsanstalt und schrieb an dem bereits erwähnten Buch über den Rechenunterricht. Nebenher sammelte er Informationen über die Chaga. Das geschah mit Hilfe meines Großvaters, der auch schon religionsethnologisch zu den Chaga geforscht und veröffentlicht⁴ hatte. Mein Vater hatte auf etwas andere Weise als ein klassischer Völkerkundler engen Kontakt zur erforschten Gruppe, beispielsweise zu seinen Schülern und deren Eltern. Diese bat er, Aufzeichnungen über ihren Lebensalltag zu machen. Das war das Grundlagenmaterial für sein berühmtes Buch »Chaga-Childhood«,⁵ das vor einiger Zeit neu aufgelegt wurde. Gleichzeitig studierte er im Fernstudium an der University of London und erhielt dort seinen Bachelor of Arts. Er hatte von dem International Institute of African Languages and Cultures, dem Phelps-Stokes Fonds und dem May Esther Bedford Fonds ein insgesamt vierjähriges Stipendium erhalten und konnte Seminare bei Malinowski belegen. Unsere Familie zog deshalb 1934 nach London.

Das Wenige, was ich damals sprechen konnte, war Kiswahili, doch nach dem Umzug war es bald vergessen. Später versuchte ich, es wieder zu lernen, aber beherrsche es keineswegs fließend. Daher bin ich manchmal ein bisschen zögerlich in der deutschen Sprache. Die Theorie, dass man eine »Muttersprache« hat, ist hoffentlich heute widerlegt. Vielmehr lernt man ja im Kleinkindalter die Sprache seiner Altersgenossen. So lernte ich bis zu meinem achten Lebensjahr in London Englisch von meinen gleichaltrigen Spielkameraden, aber auch von meiner Mutter und irischen Großmutter.

Hat denn Ihr Vater mit Ihnen Deutsch gesprochen?

Ja, er hat es versucht. Es war aber nicht so einfach, dies mit mir und meiner Schwester durch zu halten. Er sprach erst verstärkt Deutsch mit uns, nachdem wir 1938 wieder ausgewandert waren, diesmal nach Südafrika. Seine Arbeit »Chaga Childhood« wurde von Malinowski mitbetreut, dieser schrieb auch das Zweitgutachten dazu. Während der vierjährigen Stipendiumszeit hatte mein Vater viele der berühmten Teilnehmer an Malinowskis Seminaren kennen gelernt; er korrespondierte später beispielsweise mit Raymond Firth und wollte wie dieser hundert Jahre alt werden, was er aber nicht ganz geschafft hat. Für meinen Vater war vor allem Zachariah Keodirelang Matthews wichtig – den kennt in Deutschland wahrscheinlich kein Mensch. Matthews hatte zwar einen englisch klingenden Nachnamen; das war bei den Tswana damals durchaus üblich. Aber sein zweiter Vorname lautete Keodirelang. „ZK“ stammte aus dem Tswana-Gebiet. Er nahm ebenfalls an Malinowskis Seminaren teil und verstand sich gut mit meinem Vater, da sie beide aus Afrika kamen, gläubige Christen waren und einen Missionarshintergrund hatten. Matthews wurde 1936 an die University of Fort Hare⁶ berufen, als erster schwarzafrikanischer Professor für Social Anthropology und Native Law and Administration.

Mein Vater brachte seine Materialien für »Chaga Childhood« weitgehend schon nach London mit, hat die Informationen also nicht erst auf Anregung Malinowskis später im Feld gesammelt. Auch einige andere Personen hatten das ähnlich gemacht, etwa Eileen Jensen Krige⁷ bei den Zulu – dieser große Feldforschungsmythos stimmt also nicht immer. Man kann meiner Meinung nach erkennen, dass die damals in Deutschland vorherrschenden volkswissenschaftlichen Vorstellungen, die heute in der Völkerkunde leider ein wenig verloren gegangen sind, aus der Ausbildung zum Volksschullehrer dazu beigetragen haben, dass Personen wie mein Vater bereits vorher Feldforschung betrieben. Das war vielleicht etwas anders als bei Malinowski, aber dennoch. Die Frage ist auch, ob nicht Malinowski selbst einen Teil seiner Vorstellungen über Feldforschung aus dieser Tradition, die für mich letztendlich auf Herder zurückgeht, bezog.

⁴ Raum, Johannes 1907 Blut- und Speichelbünde bei den Wadschagga. *Archiv für Religionswissenschaft* 10: 269-94; sowie: Raum, Johannes 1911 Die Religion der Landschaft Moschi am Kilimandjaro. *Archiv für Religionswissenschaft* 14 (1/2): 159-211.

⁵ Raum, Otto F. 1940 *Chaga Childhood; A Description of Indigenous Education in an East African Tribe*. With an Introduction by W. Bryant Mumford. London: Published for the International Institute of African Languages & Cultures by the Oxford University Press. 1996 republished with a New Introduction by Sally Falk Moore and Reflections on Chaga Childhood by Otto Raum. LIT Verlag and International Africa Institute.

⁶ Der Universität, an der auch Nelson Mandela eine Zeitlang studiert hat.

⁷ Krige, Eileen Jensen, 1936 (1965) *The Social System of the Zulus*. Pietermaritzburg: Shuter and Shooter.

Herder ist ja viel wichtiger als allgemein gedacht wird. Es ärgert mich, wenn Herder heutzutage von manchen amerikanischen Geisteswissenschaftlern als Begründer des Nationalsozialismus gebrandmarkt wird. Doch eigentlich war es genau umgekehrt, denn Herder war einer der Ersten, die in Deutschland gegen die Sklaverei eintraten und auch Interesse für Afrika zeigten.

Mein Vater war also neben der Beschäftigung mit Afrika auch kontinentaleuropäisch geprägt und verstand sich deshalb gut mit Malinowski. Sie korrespondierten interessanterweise auf Deutsch – es ist ein weiterer Mythos, dass die Malinowski-Schule eine britische Schule war. Meines Erachtens war sie international ausgerichtet, denn vieler der wichtigen Leute kamen z. B. aus Südafrika, aber auch vom europäischen Kontinent. Malinowski hatte sehr persönliche und enge Beziehungen zu seinen Schülern, zudem kümmerte er sich auch wirklich darum, dass sie beruflich unterkamen.

Wurden Sie denn in gewisser Weise auch von Matthews geprägt?

Matthews hat mich nicht geprägt. Ich lernte ihn als junger weißer Student kennen und habe ihn damals natürlich nicht ernst genommen – aber seine Familie wohnte eine Zeitlang neben uns in Fort Hare. Sein Sohn ist zu uns gekommen, um Klavier zu spielen, viel besser als ich. Auch während der Apartheid sowie der vorhergehenden Segregationszeit gab es durchaus Beziehungen zwischen Schwarzafrikanern und Weißen. Auch meine Eltern haben Schwarzafrikaner zum Essen eingeladen. Matthews war eine der Personen, die auch relativ eng mit Europäern zusammengearbeitet haben.

Als Sie nach Südafrika kamen, waren Sie ungefähr sieben Jahre alt. Sie gingen dann dort zur Schule?

Ja, die Schuljahre verbrachte ich in Südafrika. Meine Mutter hatte mit dem Bachelor die Befähigung, schulisch zu unterrichten. Sie wollte ihre Kinder zu Hause behalten und meldete mich und meine Schwester dann auf einer so genannten »Farmschool« an – was natürlich ein Auswuchs der Rassentrennung war, damit weiße Kinder, die in stark schwarzafrikanisch besiedelten Gebieten lebten, nicht in die normalen Schulen gehen mussten. Sie brachte uns in den ersten Schuljahren Rechnen, Lesen und Schreiben bei.

Mein Vater war 1938 nach Südafrika ausgewandert, um an einer Lehrerbildungsanstalt für Schwarzafrikaner zu arbeiten, die von den protestantischen Kirchen in Natal aufgebaut wurde. Dafür war er mit seiner Ausbildung und seinem Hintergrund sehr geeignet. Als in Europa der Zweite Weltkrieg ausbrach und Frankreich besetzt wurde, internierte man ihn. Meine Mutter war *British Subject* und ausgebildete Ärztin, deshalb erhielt sie in diesem Beruf eine Anstellung. Durch die Vermittlung eines befreundeten deutschen Farmerehepaares wurden wir in der Hermannsburg Schule in Natal untergebracht, an der die meisten Schüler zu Hause Deutsch sprachen. Die Unterrichtssprache war Englisch. Diese Schule wurde auch während des Krieges nicht geschlossen, da die Südafrikaner den Deutschen gegenüber sehr zurückhaltend waren. Dort verbrachte ich die Jahre bis zur Hochschulreife. Auch heute gilt diese Schule als eine der besten Privatschulen Südafrikas. Damals gab es dort jedoch nur weiße Kinder, insgesamt fast zweihundert, die vor allem Nachkommen der Missionsfamilien waren.

Hatten Sie damals schon bestimmte Berufswünsche?

Für mich war ziemlich klar, dass ich Geschichts- und Geographielehrer werden wollte. Aus der Geographie ist nichts geworden, obwohl ich damals einen ausgezeichneten Geographielehrer hatte, an den ich immer noch mit Dankbarkeit zurückdenke. Hermannsburg war auch damals eine sehr gute Schule; eine Weile war mein Vater dort auch Lehrer, später sogar kurz Rektor – bevor er 1949 nach Fort Hare berufen wurde. Ich dachte damals also nicht an die Ethnologie, sondern eher in Richtung Geschichte. Mein Interesse daran war ziemlich ausgeprägt. Manchmal fragte ich mich auch, mit Blick auf meine Mutter, ob ich Mediziner werden sollte.

1950 begannen Sie Ihr Studium. Welche Fächer wählten Sie?

Mein Vater wurde, wie gesagt, nach Fort Hare berufen, zunächst an die Pädagogische Fakultät. Ich hatte dann das große Glück, an eine der besten Universitäten zumindest in Afrika damals, der University of Cape Town, studieren zu dürfen. Dort wollte ich unbedingt Geschichte studieren und es bot sich an, als weiteres Fach Deutsch zu studieren; im Gegensatz zu dem, was damals in Deutschland üblich war, war der Deutschprofessor, J. H. W. Rossteutscher, ein Deutscher, möglicherweise ein deutscher Jude. Er war in Breslau ausgebildet worden, ging dann nach Cambridge und kam schließlich, vielleicht schon vor dem Zweiten Weltkrieg, nach Kapstadt. Also studierte ich als zweites Hauptfach Germanistik (wie man es in Deutschland nennen würde). Ich kam aus einem gewissen deutsch geprägten Bildungshintergrund, gehörte also zu denen, die in der Schule tatsächlich schon »Die Räuber« von Schiller gelesen hatten. Viele der Neankömmlinge an der Universität Kapstadt sprachen dagegen eher wenig Deutsch. In der Schule in Hermannsburg hatten wir viel in der deutschsprachigen Bibel gelesen und manche Kapitel oder Psalmen auswendig

Interview vom 05.07.2008, geführt in der Wohnung von Johannes W. Raum (Freigabe durch Johannes W. Raum im Juli 2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

lernen müssen. Daher waren mein deutschen Sprachkenntnisse so gut, dass mir das erste Studienjahr in der Germanistik von Rossteutscher erlassen wurde.

Studierten Sie damals auf Lehramt?

Das war meine Absicht. Die Spezialisierung, nur aufs Lehramt zu studieren, gibt es ja nur in Deutschland – in Südafrika machte man damals zuerst seinen Bachelor, das war die fachliche Ausbildung. Danach ging man ins „Teacher Training“, das an der Universität stattfand. Während des Baccalaureus-Studiums entschied man möglichst früh, ob man sein Studium in Richtung Lehramt ausrichten wollte. Zur Praxis hätte man dann auch in die Schulen gehen müssen; doch ich machte vorerst nur den Bachelor. Mein Wunsch, auch Social Anthropology als Nebenfach zu studieren, lehnte mein Vater ab. Ich sollte zuerst meine Ausbildung als Lehrer abschließen. Am Ende des zweiten Bachelor-Jahres hatte ich bereits sowohl in Geschichte als insbesondere auch in Germanistik so gute Ergebnisse erzielt, dass ich meinen Vater erneut bitten konnte, mir neben meinen anderen Studiengängen das Studium der Social Anthropology zu finanzieren, was nicht ganz billig für ihn war. Zusätzlich versprach ich ihm, ein zweites Studienjahr in Englisch zu machen, sodass ich drei Schulfächer, also Geschichte, Deutsch und Englisch würde vorweisen können. Er willigte schließlich ein; ich habe dann hart arbeiten müssen, um in allen drei Fachrichtungen, also Geschichte, Englisch und Social Anthropology, gut abzuschließen. In Geschichte war mein Abschluss dadurch letztendlich auch nicht so gut wie ich es erhofft hatte; doch ich hatte mein Ziel, mich für den Master-Studiengang anzumelden, erreicht. Auf diese Weise kam ich dann zu Monica Wilson, die in ihrem Fach Social Anthropology sehr beeindruckend war.

Was war das Beeindruckende an Frau Wilson für Sie?

Ihre Art des Vortrags. Sie sprach zwar ziemlich leise, doch dieser Blick in ganz unterschiedliche Kulturen weltweit, das war außerordentlich interessant. Zudem musste man im ersten Studienjahr in Social Anthropology auch Lehrveranstaltungen in Vor- und Frühgeschichte besuchen und für mich, mit meinem Geschichtsinteresse, war das spannend. Dort hatte ich auch einen großartigen Lehrer, A. J. H. Goodwin, der ganz anders als viele deutsche Professoren dozierte: Er referierte frei, ganz ohne Zettel – wir lauschten alle gefesselt. Auch brachte er uns einige Aspekte der Physical Anthropology bei.

Ferner gab es Jack Simons, den mein Vater auch aus den Seminaren Malinoskis kannte. Er unterrichtete uns in einem Kurs in Native Law and Administration. Er war Mitglied der Kommunistischen Partei Südafrikas und ist trotzdem so lange an der Universität Kapstadt gehalten worden, bis die Regierung die Universität zwang, ihn zu entlassen. Er lehrte jahrelang in Sambia und wurde später wieder an der Universität Kapstadt aufgenommen – das nur zum Vergleich zu den deutschen Universitäten im Nationalsozialismus. Er hat mich zwar nicht ganz so beeindruckt, aber ich möchte zeigen, wie breitgefächert die Ausbildung bereits im ersten Studienjahr in Social Anthropology war.

Wir lasen natürlich auch Publikationen von Schwarzafrikanern, die Zachariah Keodirelang Matthews in der Social Anthropology ausgebildet hatte, beispielsweise einen Aufsatz in African Studies, über die Initiation der Pedi⁸. Monica Wilson war Junior Lecturer im Department von Matthews, also einem schwarzafrikanischen Malinowski-Schüler unterstellt. Sie hat später die Autobiographie von Z. K. Matthews herausgegeben und ergänzt, mit Zustimmung von dessen Witwe. Die Verflechtungen waren also sehr eng und trotz der Apartheid wurde uns ganz deutlich gesagt, dass Rasse und Kultur nichts miteinander zu tun haben. Für damalige Verhältnisse war das sehr fortschrittlich.

War eine solche Einstellung damals auch gefährlich?

Nein. Gefährlich war es, Mitglied der südafrikanischen Kommunistischen Partei zu sein. Das Apartheidsregime hat es jedoch nicht gewagt, die liberalen angelsächsischen Universitäten anzugreifen – damit hätten sie die anglophonen Wähler gegen sich aufgebracht. Man muss sich allerdings darüber klar sein, dass die strenge Segregation ja zum Teil auf die englischen Siedler zurückgeht, nicht auf die Buren. Die Apartheid-Ideologie kam wiederum aus Deutschland. In Südafrika gab es einfach keine vergleichbare Gleichschaltung wie bei der NS-Herrschaft. Viele Buren, die auf den Farmen aufgewachsen waren, beherrschten die afrikanischen Sprachen; das war bei den Engländern viel seltener der Fall. Auch die Oberschicht an der Universität in Kapstadt - Monica Wilson und die Anthropologists waren diesbezüglich eine Ausnahme - und andere Personen aus der Elite hatten nicht so enge Beziehungen zu den Schwarzafrikanern. Heribert Adam hat es wahrscheinlich am klarsten gesagt: Es handelte sich um eine Rassenoligarchie; in der weißen Oberschicht hatte ja nur ein Teil die Führung inne. Soviel zum politischen Hintergrund. Um auf mein Studium zurück zu kommen: Unser Germanistikprofessor hat uns schon Böll und Borchert lesen lassen, er war also ein kritischer Geist.

⁸ Pitje, G. M. Traditional Systems of Male Education among Pedi and Cognate Tribes. *African Studies* 9 (2, 3, 4): 53-76, 105-124, 194-201.

Erhielten Sie in Südafrika eventuell sogar eine modernere und liberalere germanistische Bildung, als es in Deutschland zur damaligen Zeit möglich gewesen wäre?

Ich weiß nicht, ob das für die Germanistik zutrifft, aber auf jeden Fall für die anderen Fächer. Monica Wilson hat ja auch historisch gearbeitet und meinte damals schon, entgegen der in Südafrika gängigen Ideologie, dass die „Bantu“ nicht erst im siebzehnten Jahrhundert nach Südafrika eingewandert seien⁹. 1969 brachte sie, gemeinsam mit meinem wichtigsten Lehrer Leonard Thompson, der in erster Linie südafrikanische Geschichte unterrichtete, das Buch »The Oxford History of South Africa«¹⁰ heraus. Das war die erste Darstellung, bei der den Schwarzafricanern ihr rechtmäßiger Anteil an der Geschichte Südafrikas zugestanden wurde. In der Publikation befand sich auch ein Kapitel über die Vor- und Frühgeschichte, die sich mit den Bodenbauern und Viehzüchtern auseinanderzusetzen begann. Zudem gab es ein Kapitel über den ANC und über die Widerstandsbewegungen. Dieses Kapitel wurde allerdings in der südafrikanische Ausgabe „weggelassen“ – man durfte zum Beispiel bestimmte Namen nicht nennen.

Gab es bei Ihnen einen Punkt, an dem die geschichtswissenschaftlich-germanistische Richtung in eine ethnologisch-sozialwissenschaftliche Richtung umschlug?

Monica Wilson hat mir mal geschrieben, dass es ineinander übergeht – sie sah da keinen Gegensatz. Das war auch mein Gefühl. Derjenige, der diesen Gegensatz meiner Meinung nach am stärksten herausgestellt hat, war Max Gluckman. Wobei man bei ihm sagen muss, dass auch er nicht immer komplett richtig lag. Er hatte unter anderem über die Entstehung des Zulu-Königreichs gearbeitet. Ich glaube, dass seine Perspektive in Deutschland zu stark hervorgehoben wurde, eventuell sogar erst nach dem Zweiten Weltkrieg.

Ich schloss damals also 1952 mit dem Bachelor of Arts ab, mit einem relativ guten Ergebnis. Danach strebte ich einen Magister in Geschichte an. Ich fand es anfangs schwer, ein geeignetes Thema zu finden; schließlich bin ich auf Genadendal gekommen, die erste Missionsstation in Südafrika. Sie wurde noch während der niederländischen Zeit von der Brüdergemeinde gegründet. Ich versuchte jedoch, nicht die Geschichte der Station zu beschreiben, sondern die Geschichte der Mischlings-Gemeinschaft, die dort entstand. Ich bekam nur ein „pass mark“, also eine etwas enttäuschende Note – nicht so gut, wie ich sie mir erhofft hatte; doch hatte ich die Arbeit innerhalb eines Jahres abgeschlossen und die Prüfungen bestanden. Das war 1953. Meine „Master’s Thesis“ wurde unlängst in einem Artikel im *South African Historical Journal* sogar noch zitiert.¹¹

Anschließend begann ich die pädagogische Ausbildung an der Faculty of Education, die ein Jahr dauerte. Offiziell war ich deutscher Staatsbürger, da mein Vater Deutscher war. Trotzdem beantragte ich ein DAAD-Stipendium und legte die Empfehlungsschreiben meines Germanistikprofessors J. H. W. Rossteutscher sowie von L. L. Thompson bei. Das Stipendium wurde auch bewilligt, allerdings nur für ein Jahr. Ich ging für dieses Studium in Pädagogik nach München, mit dem Ziel, später in die Lehrerausbildung nach Südafrika zurückzukehren – oder dort zunächst zu unterrichten. Allerdings hatte ich die pädagogische Ausbildung zum Lehrer in Kapstadt abbrechen müssen, um rechtzeitig zu Beginn des Wintersemesters an der LMU in München zu sein.

War das Ihr erster längerer Aufenthalt in Deutschland?

Ja, vorher war ich nur für kurze Verwandtenbesuche mit meinem Vater in Deutschland gewesen.

War das damals irgendeine Art von Schockerlebnis?

Der wesentliche Schock war das Universitätssystem – wobei ich natürlich Glück hatte. Erstens war mein Deutsch verhältnismäßig gut, das war ein großer Vorteil. Außerdem hatte ich Verwandte in Mittelfranken, die ich auch besuchen konnte. Es gab also - bewusst oder unbewusst - Bezugspunkte. Im ersten oder zweiten Jahr kamen auch meine Eltern zu Besuch nach Deutschland. Ich fühlte mich relativ wohl, nur das Universitätssystem war das Problem: Beim Bachelor war es ja mehr oder minder vorgegeben, was man machen musste. Auch die Benotung war streng; man wurde ständig geprüft. In Deutschland mutete es chaotischer an – man hatte zwar die Freiheit, auszuwählen, doch das ist nur für Studierende gut, die bereits ein festes Ziel vor Augen haben. Ich war auch als Lehrender schon sehr früh der Meinung, dass man eine Zwischenprüfung einführen sollte, um auch im Interesse der Studierenden zu erkennen, wer wirklich für ein Studium der Völkerkunde geeignet ist.

⁹ Wilson, Monica, 1959 The early history of the Transkei and Ciskei. *African Studies* 18(4): 167-179.

¹⁰ Wilson, M., L. M. Thompson (Ed.), 1969-1971 *The Oxford History of South Africa*. Oxford: Clarendon Press. 2 vols.

¹¹ Raum, Johannes W. 1953 The Development of the Coloured Community in Genadendal under the influence of the Missionaries of the Unitas Fratrum 1792-1893. Unpublished M. A. Thesis. University of Cape Town. 146pp. Bibliography.

Ein weiterer Punkt war der Mangel an Frauen als Lehrende. Ich hatte in Südafrika zum Beispiel großartige Universitätslehrerinnen in Geschichte und Phonetik, gestandene Frauen wie Monica Wilson, die allerdings weniger verdienten als die Männer. Dazu kam die beinahe autoritäre Stellung des Lehrstuhlinhabers in Deutschland. Ein Privatdozent oder ein Universitätsdozent durfte beispielsweise nicht alleine prüfen, da musste immer der C4-Professor dabei sein. Das war für mich persönlich zwar nicht besonders gravierend, doch auf der anderen Seite war dieses Phänomen natürlich interessant. Ich habe auch erst später begriffen, dass einige der Leute ja Nationalsozialisten gewesen waren. Ich brauchte eine Weile, um das beispielsweise bei Baumann zu sehen. Eines meiner Nebenfächer war Psychologie; in diesem Fach musste ich die Doktorprüfung bei jemandem ablegen, der früher Wehrmachtpsychologe gewesen war. Seine Ansätze waren einfach Zeitverschwendung. Zudem gab es eine fast aggressive Gegnerschaft gegen die nordamerikanischen Psychologie.

Einer der Lehrer, der mich an der Universität in München am meisten beeindruckte, war der große Historiker Franz Schnabel, der Anti-Treitschke, den ich wirklich zu verehren gelernt habe. Zu seiner *Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert* greife ich immer wieder einmal.¹² Außerdem beeindruckte mich der Philosoph Konrad, ein Leonard Nelson Schüler, der uns in die formale Logik einführte. Ich unterlag ja auch dieser Autoritätshörigkeit und ging daher nicht zu Schnabel selbst, sondern zu seinem Assistenten Heinz Gollwitzer, der damals bereits Privatdozent war, um mich zu ihrem gemeinsamen Seminar anzumelden. Gollwitzer wurde jedoch wegberufen, nachdem ich meine Seminararbeit bei ihm abgegeben hatte. Diese ist dann an Schnabel weitergegeben worden. Schnabel war ein sehr guter Lehrer; ich habe manchmal versucht, ihn ein wenig nachzuahmen, aber das gelang mir nicht.

Was hat Sie an Herrn Schnabel fasziniert?

Zum einen seine Art des Vortrags. Er sprach im Auditorium Maximum, in dem zu Beginn der Vorlesung immer Chaos herrschte. Herr Schnabel begann sein Referat ganz leise – das war eine ausgezeichnete Methode, die Studenten zum Zuhören zu bringen, die ich später auch selbst anzuwenden versucht habe. Alle wurden ganz still und er sprach, von Stichwortnotizen ausgehend, frei. Außerdem waren seine Themen spannend, er hielt beispielsweise hervorragende Vorlesungen über die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Zeit. Er beschäftigte sich auch mit Verfassungsrecht und Verfassungsgeschichte – das waren, neben der Geschichte, meine Lieblingsfächer während des Studiums in Kapstadt gewesen. Natürlich war ich begeistert, dass Schnabel meine erste Seminararbeit über die Entstehung des Kanadischen Bundes gut fand. Er gab mir gar keine konkrete Note, sondern machte lediglich einen Vermerk auf dem Seminarschein, dass die Arbeit wirklich ausgezeichnet sei. Das war sehr ermutigend für mich; ich ging zu ihm und sagte, dass ich eine weitere Seminararbeit bei ihm schreiben wolle. Schnabel hatte bemerkt, dass ich fließend Englisch lesen konnte und drückte mir ein Buch über die Wahlrechtsreform 1832 in England in die Hand. Ich las nicht nur das Buch, sondern stellte anhand von Sekundärliteratur die historische Situation dar und ließ dann erst die Ergebnisse des Buches einfließen. Auch für diese Arbeit bekam ich eine sehr gute Note. Im übrigen beeindruckte mich Schnabels Schreibweise.

Wie war Ihre erste Begegnung mit der deutschen Völkerkunde?

Ich dachte naiverweise, dass es an einer Volluniversität auch Social Anthropology geben müsse. Ich schaute dann schon sehr früh am Schwarzen Brett nach und fand eine Lehrveranstaltung, die im Sinne der ethnologischen Amerikanistik ausgerichtet war. Es ging speziell über Südamerika, was mich aber nicht sonderlich interessierte. An den Namen des Dozenten kann ich mich nicht erinnern. Nachdem ich schon mehrere Seminare belegt und Scheine erworben hatte, wurde plötzlich die Völkerkunde angekündigt – von Baumann. Es wurde eine Veranstaltung zu verschiedenen Trachten weltweit angeboten. Ich belegte diese und weitere Vorlesungen von Baumann. Die Treffen fanden in einem ganz kleinen Hörsaal statt, vor sehr wenigen Zuhörern. In Baumanns Vorlesungen traf ich auf Personen, die dann lebenslang meine Freunde werden sollten – unter anderem Klaus E. Müller und den Semitisten Adolf Denz. Letzterer wohnte für eine Weile mit mir zusammen in einer Studentenbude, Müller wohnte nur ein paar Türen weiter. Adolf Denz half mir, das Latinum nachzuholen, welches ich später für die Promotion brauchte.

Wie kam Ihnen die Lehre Baumanns - auch im Vergleich mit Ihren Erfahrungen in Kapstadt - vor?

Ich weiß nicht, im Grunde fand ich ihn langweilig. Ich zwang mich zwar, zu seinen Vorlesungen zu gehen, doch machte ich nur wenige Notizen, weil er nicht so anregend war – sowohl die Themen als auch seine Art vorzutragen. Er war ja wohl auch ein sehr schwieriger Mensch.

¹² Schnabel, Franz, 1929 (1947, 1987) *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*. 4 Bände. München: dtv.

Was hat Sie dennoch im Fach gehalten?

Das war eigentlich Zufall. Ich dachte halt, dass ich mir das auch ein bisschen anhören möchte – das war ja interessant an den deutschen Unis damals; man konnte in viele Fächer reinschauen. Ich belegte auch Kurse in Philosophie, beispielsweise zur Logik, und auch in Geschichte waren meine Interessensgebiete sehr weit gefächert. Ich versuchte, möglichst viele Optionen wahrzunehmen und ging daher auch immer in die Völkerkunde. Meine Promotion machte ich jedoch in Pädagogik, über das Schulwesen für Schwarzafrikaner in Südafrika. Aus heutiger Sicht war ich damals jedoch viel zu unkritisch.

Der Grund, warum ich letztendlich zur Völkerkunde kam, beruht auf einem weiteren Zufall. Ich war nach der Promotion Anfang der sechziger Jahre schon in Rosenheim als Lehramtsanwärter an einer Knabenmittelschule tätig, als Klaus Müller meinte, dass eine Assistentenstelle in München frei sei. Er promovierte gerade bei Baumann und schlug mich, mit Verweis auf meinen Vater, für die Stelle vor. Baumann lud mich daraufhin ein und ich besuchte ihn mehrmals, obwohl es schwierig war, aus Rosenheim wegzukommen. Bei einem der Treffen brauchte er mich als Übersetzer zwischen ihm und einem Stammesfürsten der Chaga, der meinen Vater gut kannte. Baumann nahm mich dann für die Stelle, nicht wegen meiner völkerkundlichen Kenntnisse, sondern weil ich fließend Englisch sprach – er selbst konnte es nur lesen, jedoch keine Gespräche führen. Er wusste also, dass ich mich erst in die Völkerkunde würde einarbeiten müssen; infolgedessen sollte ich mich zunächst um die Institutsbibliothek kümmern.

Ihre Aufgaben bestanden also darin, sich um die Bibliothek zu kümmern – und auch in die Lehre zu gehen?

In der Lehre war ich anfangs nicht – als Assistent war man damals, zumindest in Bayern, nicht verpflichtet sofort zu lehren. Baumann sah dann meinen sozialanthropologischen Hintergrund und gab mir die Zuständigkeit für den Bereich der Verwandtschaftsethnologie. Ich arbeitete mich thematisch ein, bestellte amerikanische Fachliteratur und las etwa Ernest L. Schusky¹³ und später auch Robin Fox, um den Stoff anschließend den Studenten zu vermitteln. Nach und nach hielt ich brauchbare Lehrveranstaltungen hierzu. Leider habe ich darüber nicht publiziert, obwohl es anfangs mein Spezialgebiet war.

Baumann, der gerade an einer Publikation zur Geschichte der Ethnologie arbeitete, übertrug mir die Aufgabe, den Teil zur angelsächsischen Ethnologie zu verfassen. Ich machte erst etwas zu Franz Boas und konzentrierte mich dann auf die neueren Evolutionisten, also Leslie White und Julian H. Steward. Mich da einzuarbeiten war jedoch nur möglich, weil ich in den ersten Jahren nur wenig Lehrveranstaltungen anbieten musste. In erster Linie betreute ich die Bibliothek, bei den Lehrveranstaltungen Baumanns musste ich allerdings anwesend sein.

Warum wurde Anfang der sechziger Jahre überhaupt ein Institut in München eingerichtet?

Das hing mit der allgemeinen Expansion der Universitäten zusammen - in dieser Hinsicht war die CSU immer universitätsfreundlich -, in Bayern gab man prozentual wohl mehr Geld für den akademischen Bereich aus als beispielsweise in Niedersachsen. Die Lehrstühle wurden also ausgebaut, wobei ich jetzt nicht genau rekonstruieren kann, wie es im Einzelnen war. Als ich dann Anfang der sechziger Jahre die Assistentenstelle in München bekam, gab es das Institut für Völkerkunde und Afrikanistik bereits.

In Deutschland hatte man ja eine Tradition, die darin bestand, dass der Direktor des Museums für Völkerkunde auch der Inhaber des Lehrstuhls an der Universität war. Damit sollte in München gebrochen werden. Auch war Afrika als regionaler Schwerpunkt in den fünfziger Jahren für eine Weile Mode.

Wer war außer Ihnen und Baumann damals noch am Institut?

Herr Vajda war da und hatte sich bereits habilitiert; er hat mir auch die Bibliothek übergeben. Herr Amborn war, glaube ich, auch schon da, ebenso Frau Beatrix Heintze. Das Institut war jedoch winzig; es gab insgesamt, mit allen Haupt- und Nebenfächlern, zwischen dreißig und vierzig Studenten. Baumann hatte nur etwa vier Stunden Lehrverpflichtung wöchentlich; ein großer Teil der Lehre wurde von Herrn Vajda abgedeckt.

Hatten Sie in Ihrer Zeit als Assistent Kontakt mit Kollegen anderer deutscher Institute?

Ja, bis zu einem gewissen Grad schon. Aber der Kontakt fand vorwiegend auf Tagungen der DGV statt. Was mir dabei half, auch ohne große Publikationen in der deutschen Ethnologie bekannt zu werden, war die Tatsache, dass Baumann 1963 in Heidelberg zum Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde gewählt wurde. Infolgedessen

¹³ Schusky, Ernest L. 1965 *Manual for Kinship Analysis*. New York: Holt, Rinehart and Winston.

musste ich damals die Aufgaben des Schriftführers übernehmen und korrespondierte mit vielen Ethnologen – etwa mit Schlesier, Schmitz und Rhotert. Ich wurde durch diese Tätigkeit in Fachkreisen bekannt, nicht etwa durch Publikationen. Die Leute bekamen allmählich mit, wer ich war. Manchmal fuhr ich auch im Auftrag von Baumann zu ihnen, um Besprechungen durchzuführen oder Objekte abzuholen. Aber eine der großen Kritiken, die man bei Baumann anbringen muss: Er hat sich immer abgegrenzt gegen jene, die er als Soziologen bezeichnete. Damit meinte er unter anderem Mühlmann und dessen Schüler, aber auch die Münchener Soziologen um E. K. Francis, mit denen man durchaus hätte zusammenarbeiten können. Baumann pflegte eher den Kontakt zu den Prähistorikern. Als Folge wurden neuere Entwicklungen in den Sozialwissenschaften weitgehend ausgeklammert. Mittelfristig betrachtet hat das der Ethnologie in München meiner Meinung nach geschadet.

Später habe ich mich gut mit Ernst W. Müller verstanden, auch weil dieser merkte, dass ich mich für Verwandtschaftsethnologie und Max Weber interessierte. Zu Baumanns Zeiten gab es aber eigentlich nur bei den DGV-Tagungen Kontakt.

Veränderte sich das, als Baumann 1967 emeritierte?

Sein Nachfolger Helmut Straube war, menschlich gesehen, das genaue Gegenteil von Baumann. Er verkörperte all das, was man früher als positives Ideal eines preußischen Offiziers ansah: Pflichtbewusstsein, Zuverlässigkeit, Anständigkeit, auch gegenüber seinen Untergebenen. Doch er bewegte sich ebenfalls in dieser damals doch recht provinziellen deutschen Ethnologie und ich hatte das Gefühl, dass er die Tradition Baumanns - und damit auch zum Teil dessen Abschottung - fortsetzte.

Empfanden Sie diese Zeit als intellektuell einengend?

Nun, es kommt auf den Blickwinkel an. Für mich selbst war es nicht unbedingt so, da ich mich mit interessanten Themen wie etwa der Verwandtschaftsethnologie beschäftigte und auch mit den Studenten dazu anregende Diskussionen führte. Außerdem war ich unter Herrn Straube dann relativ bald selbständig; er ließ mir viele Freiheiten. Er zwang mich zu nichts und war im Gegensatz zu Baumann der Meinung, dass man nicht ausschließlich am Institut arbeiten sollte. Die Hälfte der Woche war ich also mit meiner Arbeit zu Hause, die andere Hälfte am Institut – Herr Prem und ich wechselten uns da ab. Herr Straube war trotz aller Vorsicht darauf erpicht, dass die Völkerkunde breit gefächert vertreten wurde. Man musste auch nicht zwangsläufig in seine Vorlesungen gehen. Und selbst wenn das oft nicht gesehen wurde, so muss man sagen, dass Straube fachlich ungeheuer viel Ahnung hatte, sehr belesen war, und bis zum Umfallen arbeitete. Allerdings hatte ihm niemand sinnvoll beigebracht, wie man beispielsweise Vorlesungen aufbaut. Frei sprechen hingegen, etwa zu den Dias seiner Feldforschungsreisen, konnte er wiederum außerordentlich anregend.

Wann wurden Sie in München zum Professor berufen?

Ich bin einer derjenigen, die im Zuge der bayrischen Hochschulreform übergeleitet wurden. Das war 1974, eine Blitzkarriere habe ich also nicht hingelegt. Nach der Habilitation war ich noch zehn Monate in Bielefeld, am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung. Dort arbeitete ich in einer Forschungsgruppe zu »Recht und Sozialwissenschaft« mit und setzte mich in diesem Zusammenhang vergleichend mit der Stellung von Kindern und Jugendlichen in außereuropäischen Gesellschaften auseinander. Das geschah vor allem auf der Grundlage von Untersuchungen aus der Social Anthropology über die unterschiedlichen Entwicklungsstadien und Erziehungsformen in verschiedenen Gesellschaftstypen. Für mich war das eine sehr interessante Zeit, in der man wirklich auch forschend tätig sein konnte. Im Anschluss daran ging ich nach München zurück, wo ich glücklicherweise zum Oberassistenten ernannt wurde und eine unbefristete Widerrufsstelle bekam. Dann folgte die Überleitung. Dafür war sicherlich auch relevant, dass ich 1979 Thomas S. Barthel in Tübingen für ein Semester vertreten hatte. Sowohl dort als auch davor und danach in München habe ich relativ viele Seminare und Vorlesungen gehalten.

Nach der Überleitung gab es also drei Professoren in München – Herrn Straube, Herrn Vajda und Sie?

Nein, ich war erst ab 1980 Professor. Doch ab der Habilitation lehrte ich eigenständig als Privatdozent und Oberassistent. Dabei versuchte ich unter anderem, die Rechtsethnologie einzubringen – ich bot das einzige rechtsethnologische Seminar am Institut an. Daneben unterrichtete ich natürlich Verwandtschaftsethnologie und wurde zudem auch von den Studierenden zu Lehrveranstaltungen angeregt. So haben wir unter anderem Netzwerkprobleme behandelt.

Als Herr Straube erkrankte und 1984 dann starb, musste ich als sein Vertreter für eine Weile die Leitung des Instituts übernehmen. Gleichzeitig fiel mir auch die Aufgabe zu, in jedem Wintersemester die Einführungsvorlesung zu halten.

Interview vom 05.07.2008, geführt in der Wohnung von Johannes W. Raum (Freigabe durch Johannes W. Raum im Juli 2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Ich bemühte mich dann sehr, das gut zu machen und hoffe, dass es nicht vollkommen verfehlt war. Thematisch war mein Schwerpunkt ja immer verteilt zwischen meiner großen Liebe, der Geschichte Südafrikas - wobei ich das Hauptgewicht auf die Geschichte der „Schwarzafrikaner“ legte¹⁴ - und der Social Anthropology, die mir auch sehr am Herzen lag. So hielt ich beispielsweise Seminare über die Armut in Südafrika und über die neueren Entwicklungen in der urbanen Ethnologie. Auch da ist Monica Wilson positiv zu erwähnen, denn sie ist neben ihrer Zusammenarbeit mit den Historikern auch in die schwarzafrikanischen Vorstädte gegangen, um dort Feldforschung zu machen. Auf solche Ansätze wies ich in meinen Veranstaltungen hin, teilweise auch auf marxistische Ansätze.

Wie stehen Sie zur amerikanischen Tradition der Ethnologie, der Cultural Anthropology?

Eigentlich mindestens genauso positiv wie zur britischen Tradition – ich habe viel Robert H. Lowie, aber auch A. L. Kroeber gelesen. Ich glaube auch, dass die Unterscheidung zwischen einer britischen und einer amerikanischen Ausrichtung bei Monica Wilson nicht in dem Maße wie in Deutschland betont wurde. Wir mussten Ruth Benedict lesen und wurden auf Franz Boas aufmerksam gemacht, ebenso auf Ralph Linton. In Deutschland scheint mir viel eher die Frage in den Vordergrund gerückt zu werden, ob man denn eine explizit deutsche Ethnologie betreiben würde. Sicher gibt es so etwas wie gewisse Traditionen. Doch ich fand meine Themen - wie das Thema meiner Habilitationsarbeit über die nordamerikanischen Neo-Evolutionisten¹⁵ - eher in anderen Bereichen und kann daher keine wesentlichen Aussagen hierzu machen.

Aber gibt es Ihrer Meinung nach eine Ethnologie in Deutschland, die sich aufgrund der unterschiedlichen Rahmenbedingungen von anderen Ländern unterscheidet?

Ich denke, dass die Situation für das Fach an deutschen Universitäten nicht so gut ist wie etwa an den großen amerikanischen oder sogar südafrikanischen Universitäten – was dort an Forschung betrieben wird und mit welchem personellen Umfang man dort arbeiten kann, ist nicht vergleichbar. Hier ist die Ethnologie ja eher ein Randfach, wengleich es natürlich die verschiedenen Traditionen gibt.

Die Ethnologie als Randfach – warum ist das so?

Das ist schwer zu sagen. Einer der Gründe könnte die deutsche Geschichte und die nationalsozialistische Vergangenheit sein. Damit hat man sich meiner Ansicht nach noch längst nicht genug auseinandergesetzt. Beispielsweise bei der letzten Tagung, an der ich selbst teilgenommen habe, 1999 in Heidelberg: Da stellte Udo Mischek, der am Leipziger Instiut zu Günther Wagner gearbeitet hatte, eine diesbezügliche Frage; Herr Fischer hat das einfach beiseite gewischt mit der Aussage, das sei gar nicht so schlimm gewesen. Doch ich bin überzeugt: Das hängt uns nach! Ich selbst habe diese Dinge - im Gegensatz zu Herrn Amborn - in meinen Lehrveranstaltungen auch nicht kritisch genug behandelt – wobei das natürlich auch schwierig war, denn den Beginn meiner Karriere verdanke ich zum Teil ja Baumann, auch wenn er sich häufig kritisch gegenüber der Social Anthropology ausgesprochen hat.

Worin sehen Sie die Kernbestände der deutschen Ethnologie?

Es ist schwierig für mich, zu einigen Ansätzen etwas zu sagen – beispielsweise bin ich kein Feldforscher. Ich halte aber die Feldforschung für etwas, das eigentlich aus der Völkerkunde kommt und in die Soziologie übernommen wurde. Auch wenn man auf die Cultural Anthropology schaut, dann sind ja die Dinge, die später in der Soziologie so interessant wurden, durch die Feldforschung angeregt worden, beispielsweise durch Malinowski.

Auf der anderen Seite ist es eine wesentliche Tatsache, dass alle Gesellschaften sich dauernd wandeln und die Völkerkunde sollte das nicht vergessen. Die Social Anthropology hat das Prozesshafte meiner Meinung nach immer beachtet. Auch sollte die Feldforschungs-Völkerkunde stets durch eine kritische, wirklich historische Ethnologie ergänzt werden. Denn es ist ganz wichtig zu erkennen, wie Gesellschaften vor der Kolonialisierung und Industrialisierung organisiert waren.

Eigentlich sollte die Ethnologie ein Fach sein, das eine Mittelpunktstellung zwischen fast allen Sozial- und Geschichtswissenschaften innehat. Ein Teil der modernen deutschen Historiker hat das noch gar nicht begriffen. Die Ethnologie müsste zumindest - wie es in Südafrika während meines Studiums schon der Fall war - eines der Wahlpflichtfächer für Historiker sein. In München an der Universität haben wir auch immer versucht, mit dem Fach ein

¹⁴ Im südafrikanischen Zusammenhang muss man den Begriff „Schwarzafrikaner“ verwenden, weil die Buren selbst sich ja als „Afrikaner“ bezeichnen.

¹⁵ Raum, Johannes W. 1973 Die Lehren der Neo-Evolutionisten Leslie A. White, Julian H. Steward und ihrer Schüler in ethnologischer Sicht. Unveröffentlichte Habilitationsarbeit: München.

bisschen in die Richtung der Interkulturellen Kommunikation zu gehen und unser Wissen auch den Studenten aus anderen Bereichen anzubieten. Interkulturelle Kommunikation kann man aber, glaube ich, ohne eine ethnologische Grundlage gar nicht machen.

Dieses Bedürfnis nach einer intellektuellen Zentralität des Faches lässt sich in Deutschland scheinbar nicht verwirklichen. Woran könnte das liegen?

Da stoße ich wieder auf die Last der Geschichte. Diese sind wir nicht los, wir leben ja in ihr. Anders ist das in den USA – obwohl man dort gerade Ethnologen nach Afghanistan mit nimmt; das ist natürlich auch eine gefährliche Sache. Andererseits, wenn man dort wirklich Frieden will, kann man nicht nur Soldaten schicken. Ich habe ja auch zu einem ähnlichen Thema etwas geschrieben,¹⁶ als in Südamerika amerikanische Ethnologen im Kampf gegen die Guerilla eingesetzt wurden. Selbst daran sieht man, dass das Fach in den USA eine ganz andere Rolle spielt, ebenso in England. Viele der Social Anthropologists, die mich fasziniert haben, waren indessen sozialkritisch – wie etwa Max Gluckman oder Jack Simons, aber auch Monica Wilson. Ich weiß nicht, wie die jüngeren deutschen Ethnologen dazu kommen, die Social Anthropologists immer zu den Konservativen zu stecken.

Die andere Verbindung, die man aufbauen müsste, geht in Richtung Volkskunde. Ich habe den Eindruck, dass es dort eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit gegeben hat. Ich denke da beispielsweise an Professor Helge Gerndt, den ich zwar vor allem aus Fakultätssitzungen kenne, dessen Publikationen sich teilweise aber mit diesem Thema beschäftigten. So etwas fehlt bei uns.

¹⁶ Raum, Johannes W. 1972 Ethics and some politics for the ‚Applied Anthropologist‘. Remarks on publications of R. L. Beals, G. Sjoberg and I. L. Horowitz about some controversial issues in social science. *Sociologus* N. F. 22: 139-145.